

Mütterlichkeit

Von Dr. Barbara v. Wulffen



Als Einführung möchte ich mein unverbrüchliches Vertrauen in die Lebensform Familie aussprechen. Allzu pessimistische Statistiken sollten uns nicht ins Bockshorn jagen. So sind zum Beispiel viele der gescholtene Single-Haushalte als Zwischenlösung für junge Leute durchaus sinnvoll, insbesondere für junge Frauen, die erst einmal ihre Freiheit und Selbständigkeit erproben wollen im Gegensatz zum früheren Brauch, junge Mädchen, sobald sie, wie man sagte, „mannbar“ waren, also ab 14 oder 15, unter die Haube zu bringen. Da schien dann oft jeder Mann besser als keiner. Auch freie Partnerschaften sind als voreheliche Lebensform heute akzeptiert. Früher war da viel Heuchelei im Spiel. Derlei Differenzierungen kommen jedoch in Statistiken selten zum Ausdruck. Freilich ist die wachsende Scheidungsrate erschreckend, doch drückt sich darin auch die Chance insbesondere für Frauen aus, Ehe- und Familienhöhlen zu entkommen, was für Kinder mitunter eine Erlösung sein kann. Der Wirklichkeit ebenso unangemessen ist andererseits eine Sicht des Familienalltags in idyllischer Farbgebung, weil sie das, was Familie sein kann, in bunten Schlieren vernebelt. Jedenfalls bleibt zwischen alledem nach wie vor Hauptlebenswunsch der meisten jungen Leute, eine stabile Familie zu gründen.

Ich selber habe nach heutigen Maßstäben früh, schon als Studentin geheiratet und rascher vier Kinder gehabt, als Gedanken an Beruf, gar Karriere hätten aufkommen können. Und ich habe mich immer gerne zum Hausfrauenberuf bekannt, ihn zugleich als Bürde und Freiraum, also als Ganzes und als Berufung erfahren. Keinen Plan habe ich damit erfüllt, aber vermutlich mein Leben.

Um etwas zu verplanen, muß man es abstrahieren, d.h. abziehen, aus natürlichen Verbindungen lösen und reduzieren auf einen verfügbaren Rest. Abstraktion und Reduktion sind die Paradigmen der Moderne, demnach Voraussetzung unseres Umgangs mit Welt und Menschen, also auch mit der Familie. Sie allerdings sträubt sich hiergegen, denn sie ist unreduzierbar und immer anders als geplant. Wie soll denn auch, was zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern, Enkeln, Schwiegereltern, Onkeln und Tanten so herumwirbelt, lastet, sich aufdrängt, glückt und mißlingt – wie soll all dies in einem Punkt oder wenigstens auf einer Linie Platz finden?

Also ist Improvisation das, was die Familie fordert und lehrt, und es mag zu ihrem Wesen gehören, daß eine nicht beruflich außer Haus tätige Mutter nachträglich nie recht sagen kann, was sie den ganzen Tag, das ganze Jahr, das ganze Leben über gemacht hat. Dagewesen ist sie vor allem, hat wieder und wieder, zwischen Freude oder Trauer über Vergangenes und Hoffnung wie Sorge vor der Zukunft, bedroht von Höllen, verlockt von Paradiesen, das Unmögliche versucht: In einer Gemeinschaft von Menschen verschiedenen Geschlechts und Alters Liebe, Verbundenheit und Geborgenheit zu erhalten. Darüber wäre zu reden. Daß Familien auch zur Hölle werden können, was besagt das schon? Vielleicht darf da gegengefragt werden, wie es in öffentlichen Einrichtungen zugeht? In Krippen, Horten, Heimen für Jung und Alt? Sind das etwa Paradiese?

Am Anfang steht ein auf Dauer (Ehe) angelegter Bund zwischen Mann und Frau, eine leiblich-geistige Gemeinschaft. Sie hat in der Geschichte vielerlei Gesichter gehabt, machtpolitische, wirtschaftliche, gefühlsbetonte. Sobald eines dieser Antlitze zu stark hervorgetreten ist, hat das der Familie meist nicht gut getan. Ihre verlässlichste Basis würde ich noch immer in der Frage des Priesters sehen „Wollt ihr eure Aufgaben erfüllen in Ehe und Familie, in Kirche und Welt?“ Weit geht das hinaus über die emotional individualistische Eheauffassung, die uns vor 200 Jahren die Romantik als schwere Bürde aufgehalst hat und die sich in der abgewandelten Trauformel mancher sich modern dünkender Pastoren ausdrückt, die Treue und Verlässlichkeit nicht mehr fordert „bis daß der Tod Euch scheidet“, sondern nur „bis daß die Liebe endet“. Das ist nicht progressiv, sondern romantisch und in keiner Weise ausreichend.

Das Mittelalter dachte in Ehefragen realistischer und forderte, wie ich bei meiner Arbeit über den Minnesang erfuhr, Familie sei viel zu wichtig, um auf einem derart unzuverlässigen Gefühl wie der Liebe aufzubauen. Mir liegt es fern, mich nach zwar alten aber meist nicht allzu guten Zeiten mit Eheformen zurückzusehnen, die ziemliche Rechtlosigkeit der Frauen

voraussetzen und eine nach Geschlecht unterschiedliche Moral. Aber ein Quentchen jener Distanz zu unseren Emotionen in der Kette oft so lastender Alltage könnte uns nicht schaden und würde den Gefühlsstreß mildern, den der Kult dauererotischer Partnerschaft heutigen Ehepaaren aufbürdet.

Es gibt seltsame Gegenmodelle, etwa die sogenannte „Kettenehe“, nämlich eine Folge wechselnder Partnerschaften. Diese mag vielleicht eine Kette ergeben, hat aber mit Ehe nichts zu tun. Ebenso absurd, schon vom Wort her, ist die „postfamiliale Familie“. Beide Male wird das hinausdefiniert, was Ehe und Familie ausmachen. Wozu dann aber überhaupt noch die alten Worte? Patchwork-Familie oder Familienphase? Verräterisch ist an solchen Modellen, deren einzig Verbindendes ihre Unverbindlichkeit ist, vor allem die notorische Abwesenheit von Kindern und Alten. Weil es hier um die Jahrgänge derer geht, die das schwerbeladene Netz des sozialen Wohlfahrtsstaates tragen müssen, ist es wohl nur konsequent, daß Abtreibung und Euthanasie, also die Tötung sehr junger und sehr alter Menschen, das Programm meist säumen.

Es gibt gute Gründe, Ehe und Familie nicht ausschließlich, aber doch auch aus der Natur des Menschen abzuleiten. Im Gegensatz zu unseren nächsten Säugetierverwandten, den zu 98 % mit denselben Genen ausgestatteten Affen, ist das menschliche Neugeborene ein extrem hilfloser Nesthocker mit einer überlangen Entwicklung. Dies entspricht unserer naturbedingten Abhängigkeit von Kultur und unsere Ungeborgenheit in der Natur, Voraussetzungen unserer Instinktoffenheit sowie der Freiheit, das Gute zu tun und das Böse zu lassen – oder auch andersherum.

Ich möchte als einstige Zoologin auf den großen Baseler Evolutionsbiologen und Anthropologen Adolf Portmann hinweisen, der die „Neotenie“ des Menschen herausgestellt hat, seine Besonderheit, als „physiologische Frühgeburt“ zur Welt zu kommen und erst am Ende des ersten Jahres den Geburtszustand des Äffchens zu erreichen. Das eröffnet uns die Möglichkeit, aufrechten Gang, Sprache, Vernunft, die wir nur unter dem Einfluß von Unseresgleichen erwerben können, im Rahmen verlässlicher Beziehungen zu entfalten. Im schönen Wort „Muttersprache“ zeigt sich, daß das Reden des Kindes nicht von selbst beginnt, sondern im Umgang mit der dafür von der Natur mit hoher Sprachbegabung ausgestatteten Mutter.

Eine weitere Besonderheit des Menschen ist das seltsame Phänomen der frühzeitigen Menopause der Frau; das schenkt ihr viele Jahre, in denen sie von der Bürde ständiger Schwangerschaften befreit, erstaunliche Leistungskraft entwickelt. Der Gedanke des englischen Altenforschers Tom Kirkwood, daß diese Zeit biologisch, also als Überlebensvorteil gesehen, dazu

gut sein könnte, den mit kleinen Kindern überforderten Töchtern als noch einsatzfähige Babitschka – wie Großmütter in meiner böhmischen Heimat hießen – zur Seite zu stehen, hat mir ziemlich eingeleuchtet, so sehr ich mich dagegen wehre, pausenlos für die auf 9 angewachsene Enkelschar zur Verfügung zu stehen. Die Großmutterrolle, die ich mit ganz unerwartetem Entzücken übernommen habe, dürfte allerdings in unserer Gesellschaft bald ausgespielt sein, wenn die sog. Erstgebärenden weiterhin schon Mitte bis Ende 30 sein werden. Mit siebzig hat Großmama nicht mehr dieselbe Kraft wie mit fünfzig.

Aber mit einseitig biologischen Argumenten ist Vorsicht geboten. So ist es auch riskant, vorschnell anthropologische Unterschiede zwischen Mann und Frau festzustellen, da diese immer auch kulturbedingt sind. Gottlob hat sich vieles geändert seit der Zeit, als es hieß, wo käme man hin, wenn Frauen lesen und schreiben lernten und als die Männerwelt zutiefst überzeugt war von der „Minderwertigkeit des Weibes“, eine Haltung, die trotz notorischer Behauptung des Gegenteiles den Islam nach wie vor zu bestimmen scheint. Plötzlich gibt es in unserer Kultur Philosophinnen, Dirigentinnen, Komponistinnen oder Biochemikerinnen. Gegen Unterschiede zwischen Mann und Frau, die über die „tiny little differences“ hinausgehen, spricht dies aber keineswegs. Denn offensichtlich trennen uns Damen doch Welten von den Herren der Schöpfung, gegen die lebenslang nicht nur mit Schlankheitsdiät anzukämpfen, ziemlich aufreibend ist.

Ich möchte hier der für mich unwiderstehlichen Versuchung nachgeben, meine geliebte Vogelkunde ins Spiel zu bringen. Wenn im Sommer die prunkvollen Erpel gemausert und das weibliche Schlichtkleid angelegt hatten, so daß man die Geschlechter auch mit dem besten Fernglas kaum mehr unterscheiden konnte, pflegte mein Lehrer Walter Wüst zu sagen: „Wer nachgibt, ist die Ente“. Das mag illustrieren, daß es ein weiblich-mütterliches Verhalten geben muß, vermutlich auch bei uns, und zwar ganz abgesehen von der sog. Mutterrolle (ich mag den Ausdruck nicht, wir spielen doch keine vorübergehende Rolle, wir sind Mütter vom ersten bis zum letzten Atemzug). Mütterlichkeit ist, falls sie nicht ständig unterdrückt wird, eine die Gesellschaft seit der Höhlenzeit wohnlicher gestaltende Fähigkeit. Frieden stiften, Ausgleich suchen, Geborgenheit und verlässliche Nähe in Sorge und Fürsorge bieten, das sind natürliche Eigenschaften der meisten Frauen mit ihrem größeren Harmoniebedürfnis. Noch der emanzipierteste weibliche Single sehnt sich irgendwann zunnerst danach, diese Fähigkeiten ausleben zu dürfen, selbst um den Preis der erkämpften Karriere. Daß so viele Väter heute mithelfen bei den Kindern, sei eigens und freudig anerkannt als echter Fortschritt.

Derzeit laufen im Fernsehen einige sehr erfolgreiche New Yorker Serien, die von nichts anderem handeln als den Konflikten schöner, erfolgreicher, sich selbst versorgender Dreißigerinnen, die hin- und hergerissen sind zwischen Coolness, Schlankheit, Jugend und der gleichzeitigen Sehnsucht nach Mister Perfect, der ihnen Nähe und Erfüllung schenken soll, ohne sie ernstlich einzuschränken; also wissen sie nicht mehr ein und aus in dieser ins eigene Innere eingedrungenen Schizophrenie: Ally McBeal in der gleichnamigen Serie, oder Carrie, Samantha, Charlotte und Miranda in „Sex and the City“ zeigen eine Prosecco-Cappuccino-Welt Manhattans, in der Armut, Krankheit, Hunger, gar Terror nicht vorgesehen sind und zu der unsereiner nur sagen kann: „Denen ihre Sorgen möcht ich haben!“

Vielleicht ist es in diesem Kreis erlaubt, unser naturbedingtes Angewiesensein auf Familie in Beziehung zu sehen zur Menschwerdung Gottes. Christus hätte ja wie Athene aus dem Haupt des Vaters springen, wie Apoll aus der Verbindung mit einer Titanin, oder aus einer Liebesbeziehung des vielleicht als Schwan verkleideten Zeus mit einer sterblichen Frau hervorgehen können. Er ist aber gerade nicht einer der Götter oder mythischen Halbgötter, sondern *der Sohn* Gottes seit je und zugleich auf geheimnisvolle Weise historisch leiblicher Menschensohn. Nur als solcher konnte er die Zeit wenden. Eine junge Frau mußte ihn zur Welt bringen. Als Fötus – heute zur Abtreibung freigegeben – hat ihn als erster ein anderer Ungeborener begrüßt, der übrigens später mit seinem Kopf für eine königliche Eheverfehlung zahlen mußte. Der Messias ist Baby in Windeln und ist Kind gewesen. Er ist sogar – ein Trost für Eltern Halbwüchsiger – von daheim ausgerissen, wenn auch nicht in die Disco sondern in den Tempel, und er hat sich später scheinbar wenig freundlich von seiner Familie distanziert: „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder?“ oder gar „Frau, was habe ich mit dir zu schaffen?“ Harte Worte. Dennoch hat er am Kreuz für seine irdische Mutter gesorgt. Daß hier nicht die Ehe am Anfang der sog. Heiligen Familie steht sondern eine uneheliche Schwangerschaft, ergibt kein Modell für alleinerziehende Mütter sondern eher eine Bestätigung dafür, wie dringend eine junge Mutter den Beistand eines Ehemannes braucht, nicht nur, wenn ihr schon gleich eine Flucht nach Ägypten bevorsteht.

Aber fassen wir nun die Familie im stürmischen Zeitenwandel ins Auge.

1. Der Wohlfahrtsstaat hat sie durch Sozialhilfe, Gesundheitsfürsorge, staatliche Ausbildung und Altersversorgung nicht nur entlastet, sondern Kinderlose drastisch bevorteilt, was keineswegs beabsichtigt war.
2. Technischer Fortschritt hat nicht nur die Hausarbeit verringert, sondern

auch fast alle häusliche Produktion und viele Dienstleistungen hinausverlagert.

3. Die Pille hat die Zahl unerwünschter vorehelicher Schwangerschaften verringert, die einst zahllose gute und vor allem schlechte Ehen stifteten.

4. Die Emanzipation hat Frauen aus dem Zwang zur Versorgungsehe befreit, hat ihnen Beruf und Sozialleistungen – wenn auch für Mütter in höchst problematischer Unzulänglichkeit – erschlossen. Sie können als emanzipierte Selbstversorgerinnen zumindest ein Kind jetzt auch alleine großziehen, ohne sich dazu auch noch eine ungewollten Mann aufzuhalsen nach Tante Joleschs Ausspruch: „Alles was a Mann schöner is wiar a Aff, ist Luxus.“ Wir durften also hoffen, daß nun nicht mehr Angst und Not die Menschen aneinanderketten, sondern Liebe und Verantwortung ihren Ehebund prägen würden und ein freier, auf Lebenssinn und –inhalt gerichteter Kinderwunsch, nicht Altersvorsorge und Berufserwartung, also die Weitergabe von Hof oder Werkstatt, den möglichst männlichen Erben bringen müßte.

Zu 1: Der Wohlfahrtsstaat führte in wachsende Abhängigkeit von Berufsarbeit und zerstörte gleichzeitig seine Grundlage, den angeblichen Generationenvertrag, der faktisch ja nie einer war. Die Definition von Arbeit nur als berufliche, mit Gehalt, Urlaub und Rente, war folgeschwer und spaltet die wirklich geleistete Arbeit.

Zu 2: Das Auswandern der Produktion aus der Familie führte zum Verlust ihrer Autarkie, zum Verlust von Wissen und Können, reduzierte das einst vielfältige Alltagsleben auf Einkäufe und Konsum. Wir Älteren haben noch Vorratswirtschaft in Küche und Keller erlebt mit Trocknen, Einwecken und Lagern der Lebensmittel, mit eigenen Kaninchen oder Hühnern, deren Sommer Eier in Wasserglas bis Weihnachten aufbewahrt wurden. Heute gibt es Single-Wohnungen ohne Küche, nur mit Eisschrank und Kaffeemaschine. Eintönig ist es in vielen Wohnungen geworden.

Zu 3: Die sexuelle Befreiung hat allen Beteiligten Unverbindlichkeit und Frauen das Joch totaler sexueller Verfügbarkeit beschert.

Zu 4: Emanzipation und Gleichberechtigung der Frau, längst überfällig, führt zugleich in beinahe zwangsläufige Konflikte berufstätiger Mütter. Sie geraten in Krisen und Überforderungen, die sie in Familie **und** Beruf durch Selbstaussbeutung zu kompensieren suchen. Das mag ihnen beruflich nützen, unterwirft aber die Familien ökonomischen Zwängen: Verplanung des Unverplanbaren, Mobilität, Zeiteinsparung, also eine Senkung der Per-

sonalkosten, genau wie in der Wirtschaft. Einst hieß es, wo käme man hin, wenn Frauen lesen und schreiben lernen. Heute heißt es oft, wo kommen wir hin, wenn Frauen auch noch Kinder kriegen wollen. Denn vom Betrieb her gesehen ist dies allemal eine Störung und disqualifiziert viele junge Frauen für anspruchsvolle Stellungen.

Als ich selbst mich mit unseren vier Kindern in einem Geflecht von Krieg und Frieden wiederfand, erschöpft, glücklich oder verzweifelt, meist alles zugleich, da machte das Buch einer erfolgreichen französischen Dame Furor: Christiane Collanges „Madame und das Management“. Es zeigte an durchaus überzeugenden Beispielen, wie das Familienleben besser zu organisieren wäre, damit zugleich Zeit für Karriere bleibt. Küche und Kinderzimmer, Gastfreundschaft und schöne Wochenenden seien von Schlendrian und Zeitverschwendung zu säubern. Wir fühlten uns jämmerlich vor so viel Effizienz. Madame Collange hatte ja recht, wir waren selber schuld, wenn wir nie fertig wurden, uns ablenken ließen vom Wesentlichen – was immer das sein mochte – und auch oder gerade ohne Beruf so oft erschöpft und überfordert waren. Als ich damals unseren Kindern Michael Endes „Momo“ vorlas, kamen mir allerdings Zweifel an diesem Familienmodell. Die Grauen Herren, die den Leuten die gesparte Zeit stahlen, waren eine einprägsame Warnung. Zwanzig Jahre später legte dieselbe Dame ein weit weniger beachtetes Buch vor, „Je veux rentrer á la maison“ – Ich will wieder heim. Sie war nun um die fünfzig, etwas müde und voller Sehnsucht nach Haus, Gästen, Garten. Sie fürchtete, am Ende doch das Beste versäumt zu haben und wollte nun Zeit und Ruhe finden wenigstens für die Enkel, für deren Zauber, deren Offenheit, deren so einzigartige wie vergängliche Genialität.

Für mich selber war als junge Mutter eine eigene Karriere undenkbar. Heute sehe ich keinen unüberbrückbaren Gegensatz mehr zwischen Kindern und Beruf, die auch abgesehen vom Familienbudget gar nicht mehr zu trennen sind. Die immer besser ausgebildeten Frauen wollen doch selbstverständlich ihre erworbenen Fähigkeiten weiterentwickeln, sowie vor allem selber Gehalt und Rente haben. Schon der altbekannte Mißbrauch, den so viele Ehemänner mit der weiblichen Abhängigkeit getrieben haben, läßt dies geraten erscheinen. Ich will keineswegs den Männern die Ehre abschneiden, sie vielmehr in Schutz nehmen vor ungerechten Vorwürfen, zumal sich da vieles zum Besseren gewendet hat. Aber es ist zu vermuten, daß der Sündenfall in vielen Kulturen die Versuchung für Männer brachte, ihre Frauen zu Dienstboten und Almosenempfängerinnen zu degradieren. Vielleicht wissen wir Frauen im sog. Westen gar nicht, wie gut wir es heute haben in unserer einzigartigen, durchaus nicht selbstverständlichen Freiheit.

Von der 1958 geborenen norwegischen Politikerin und Mutter von vier Kindern, Janne Haaland Matlary ist soeben das schöne Buch „Blütezeit“ auf deutsch erschienen. Darin vertritt sie einen mütterlichen Feminismus, der nicht einfach nur Frauen, die leider in vorausseilender Anpassung oft hart und cool werden, sondern ausdrücklich Mütter in die Berufswelt ruft, um diese endlich zu verändern, weicher und wärmer zu machen. Eine Illusion? Ganz leise möchte ich da die höchst unkorrekte Frage stellen, von welchem Himmel die wunderbaren Arbeitsplätze für uns Frauen nach der sogenannten Familienphase fallen sollten.

Trotz alledem: Mehr als Teilzeitarbeit ist noch immer schwer mit mehr als einem Kind und auch nicht leicht mit späterer Familienarbeit, schon gar mit Karriere in Einklang zu bringen. Ein System von Krippen, Tagesstätten, Horten ist der Weisheit letzter Schluß durchaus nicht. Das zeigt schon der Brauch, nur von Betreuung statt von Erziehung zu sprechen. Ich muß das hier wohl nicht begründen. Ärzte, Psychologen, Pädagogen haben es längst getan, und die Zahl von acht Millionen anerkannten Depressiven in Deutschland spricht für sich.

Aber Familienpolitiker und -erzieher reden offenbar in der schizophrenen Gesellschaft gar nicht miteinander. Es gibt denn auch bessere, individuelle Lösungen als öffentliche Betreuung. Etwa Tagesmütter oder gar eine gute, viele Jahre durchhaltende Kinderfrau. Aber im Haushalt müssen hohe Gehälter gezahlt werden, denn offenbar handelt es sich bei dem, was in der Familie zu leisten ist, zumindest dann um anspruchsvolle Arbeit, wenn sie beruflich von Fremden und nicht an den eigenen Kindern von Müttern geleistet wird. Der Bruttolohn einer Haushilfe geht vom Nettoverdienst der Familie ab, weil diese ja nicht als Betrieb anerkannt ist. Nur wer daheim beruflich arbeitet, kann vom PC bis zu Sekretärin oder Büromiete jeden Krümel steuerlich absetzen. Also bleiben Haushaltshilfen nahezu unerschwinglich. Aupairmädchen sind ohnedies nur in Ausnahmefällen für Kinder gut, aber der Sozialstaat streckt auch nach ihnen seine unersättlichen Prätzen aus und das sog. Dienstmädchenprivileg hat er schleunigst wieder abgeschafft, wodurch massenhaft vorhandene Arbeitsplätze vernichtet bzw. in die Illegalität getrieben werden. Großmütter aber sind heute, gerade wenn Enkel sie so nötig hätten, oft selber auf dem Höhepunkt ihrer Karriere, also unverfügbar als Babitschkas. Doppelt berufstätige Eltern mit Schlüsselkindern versichern zwar grundsätzlich, daß alles perfekt organisiert und kein Problem sichtbar sei. Aber leuchtet denn ein Warnlicht auf, wenn alleingelassene Kinder resigniert haben, weil sie allzu oft das leere Haus erst selber zum Leben wecken müssen, meist durch Einschalten des Fernsehers, oder weil sie dort jemanden vorfinden, der ihnen zu fern steht, um Schulfrust

bei ihnen abzuladen oder Alltagsfreuden zu teilen? Irgendwie kommen sie damit schon zurecht, günstigenfalls sogar ohne Störungen. Aber da bleibt eine Zumutung, eine schwer nachweisbare Bedürftigkeit. Es verstummt die alte Frage aller Kinder: Bist du da, wenn ich heimkomme? Daß von Rußland über Frankreich bis Amerika dieses Problem mit Ganztagschulen und Tagesstätten gelöst wird, heißt noch lange nicht, daß dort alles richtig läuft; es wird unsereinem aber ständig als gutes Beispiel vorgesetzt. Wie krisenanfällig alle diese Lösungen bleiben, wie schnell sie zusammenbrechen bei Krankheiten oder Unfällen, davon weiß manche Großmutter ein Lied zu singen.

In Frankreich gehen schon kleine Kinder von 8–17 Uhr in Schulen, werden für 2 Stunden Mittagspause in „Demi-pension“ betreut. Daheim sind dann noch Hausaufgaben zu machen. Sie spielen daher so gut wie nie! Neueste Modellschulen kürzen nun drastisch die Wochenstundenzahlen und zum Ausgleich die überlangen Ferien. Denn Halbtagschulen, so das Ergebnis einer Kommission, kämen der Natur des Kindes besser entgegen. 95% der Eltern begrüßen dieses Modell, allerdings nur, wenn außerdem Nachmittagsbetreuung hinzukommt. Wie wäre es mit einer grenzüberschreitenden Diskussion über Schulformen?

Ganz abgesehen von den vermehrten Krankheiten bei Krippen und Hortkindern, die notgedrungen dort auch krank abgeliefert werden, besteht die Gefahr, daß mütterliche und väterliche Fähigkeiten sich gar nicht erst richtig entwickeln und um so lieber an vermeintliche Fachleute abgegeben werden.

Ich will aber durchaus nicht dafür plädieren, Mütter in ihre vier Wände zu sperren. Im Gegenteil, um der Nähe zwischen Eltern und Kindern willen muß die Enge im Leben junger Familien aufgebrochen, das Haus durchlüftet und in allen Richtungen mit draußen verbunden werden. Ich habe selber den Kulturschock nach anspruchsvoller Ausbildung und größten geistigen Anstrengungen erfahren, als ich von einem Tag auf den anderen mich in einer winzigen Dachwohnung mit Baby vorfand und ohne eigenes Geld Tag und Nacht so beansprucht war, daß ich kein Buch mehr zu Ende bekam, ja die Fähigkeit zu lesen nahezu einbüßte. Die Tage zerstoben, die Nächte waren selten ungestört. Ich kam zu nichts mehr.

Nichts? Nein, dagegen wehre ich mich und versuche seitdem, dieses so schwer Faßbare X als pulsierendes Herz der Wirklichkeit erkennbar zu machen, das auch später, wenn kein Kind mehr herumstolpert, unser Leben trägt und vor der Auflösung in den Zwängen des modernen Betriebes bewahrt.

Jeder weiß, was liebevolle Beständigkeit in der frühen Kindheit bedeutet und könnte zugleich wissen, was Kinder, Kranke oder Alte brauchen und kosten. Der Sozialstaat aber übersieht dies notorisch, fordert es jedoch sogleich energisch ein, wenn es um Unterhaltungspflicht geht. Dann wird Familie großgeschrieben, aber eben nur dann! Sonst hingegen geben die moderne Gesellschaft und insbesondere der Feminismus dem in der Familie Geleisteten durchweg einen negativ diskriminierenden Anstrich. Arbeit sei all das natürlich nicht, Hausfrauen seien Faulenzerinnen. Wir hörten kürzlich mit Empörung, wie unser unsäglicher Verteidigungsminister dröhnte, seine neue berufstätige Freundin – dreimal geschieden – werde nicht wie seine einstige Frau daheim putzen, räumen und kochen, um dann nur darauf zu warten, daß er zum Abendessen heimkäme.

Schon zu meiner Zeit als junge Mutter wurden wir Daheimgebliebenen oft gefragt, „und was machst du sonst noch?“ Heute heißt es ohne Rücksicht auf die Kinderzahl: „Ach, du machst nichts!“ Damit setzen sich insbesondere Frauen gegenseitig unter Druck. Die Berufsorientierten verachten die Familienfrauen als beschränkte, untüchtige, phantasielose Wesen, die ihrem Mann auf der Tasche sitzen. Diese schlagen zurück und beschuldigen die außer Hauses Arbeitenden als Rabenmütter. Vor allem aber verinnerlichen sie ihre Diskriminierung, entwickeln Minderwertigkeitsgefühle, Depressionen, lassen sich irgendwann doch noch aus dem Haus treiben und hasten dann ebenso rastlos hin und her um zu beweisen, daß sie beide Aufgaben gleich gut meistern.

Besser wäre, wenn Mütter die vielfache Schizophrenie der Gesellschaft gemeinsam überwinden, anstatt einander das Leben noch schwerer zu machen. Ärztinnen, Lehrerinnen, Politikerinnen sollten beharrlich versuchen, die Berufswelt wohnlicher zu machen, und lebendig gebliebene, erfüllte Häuser könnten offenstehen für Alltage und Notfälle auch bei anderen. Aber der Feminismus will offenbar heute rächen, was vergangene Jahrhunderte den Frauen zweifellos angetan haben.

Wir beklagen zurecht den Verlust weiblicher Geborgenheit in einer eigenen Welt, einer Frauenkultur mit Handwerk, Kunst und Brauchtum; sie ist allerdings nur schwer zu rekonstruieren, denn sie wurde nur mündlich tradiert und ist unwiederbringlich verschwunden. Dennoch möchte ich mich nicht in ältere Zeiten zurückversetzt wissen.

Ich danke einer Mary Ward, die die Wut der Männerkirche erfahren mußte, nur weil sie Schulen für Mädchen gegründet hat. Ich danke den Suffragetten, die sich verhöhnen ließen, als sie freien Zugang auch für Mädchen zu Gymnasien und Universitäten forderten. Ich danke den Juristen, die das

bürgerliche Gesetzbuch formuliert und weiterentwickelt haben und schrittweise Wahlrecht und wirtschaftliche Selbständigkeit für uns einführten. Aber zugleich werde ich nie das häßliche, für Volksvertreterinnen unwürdigen Gekreische und Getanze etlicher Abgeordnet/Innen vor der Kamera vergessen, als die letzte Lockerung des Paragraphen 218 nach dem unseeligen Motto „Mein Bauch gehört mir“ durchgepaukt war. Ich will diesen Damen nicht unterstellen, sie hätten alle selber abgetrieben. Doch ihre Emotionen wirkten, als ob sie soeben wie einstige Kindsmörderinnen vor dem Schafott gestanden und in letzter Sekunde begnadigt und sogar rehabilitiert worden wären. Solche Frauen arbeiten emsig daran, die Mütterlichkeit, den zweifellos besten Teil unserer Natur – falls es denn doch so etwas geben sollte – aus der Welt zu treiben. Immer ungeschützt liefern sie uns, polemisch ausgedrückt, der „Männerwelt“ des Weltbetriebes aus, wo nur noch Verfügbarkeit, Effizienz, Mobilität gelten.

So fragwürdig und mißbrauchsgefährdet es ist, sich auf angebliche anthropologische Konstanten beim Unterschied zwischen Mann und Frau zu berufen, so unmenschlich ist es zugleich, diese völlig zu leugnen. Lassen wir uns doch nicht ausreden, daß das Empfangen von Kindern, daß Schwangerschaften, Stillen und die überaus enge Verbindung mit den kleinen und größeren Kindern sowohl natürliche Voraussetzungen für uns sind wie auch kulturelle Folgen für uns haben. Wir müssen und wollen uns binden. Mütterlichkeit ist in uns angelegt. Wir werden mütterlich geboren, haben gerne mit Puppen gespielt und uns wenig für Autos interessiert, und dies gewiß schon vor jeder angeblich reaktionär manipulierenden Erziehung. Aber diese Mütterlichkeit muß sich entwickeln dürfen und wird weit über die Beziehung zum eigenen Nachwuchs hinausgehen.

Nun ist aber unsere Gesellschaft in völliger Mißachtung solcher Invarianten geprägt vom Pluralismus in allen Bereichen, was ganz offensichtlich keineswegs überall funktioniert. Die uns in die Wiege gelegten Kinder sind doch erst einmal uns und wir ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Nichts ist da austauschbar, nichts unverbindlich. Der Albtraum, ein Baby in einem abgelegenen Zimmer vergessen zu haben, kehrt bei Müttern lebenslang wieder, nachdem sie längst das Loslassen eingeübt haben, übrigens ein Kunststück ohnegleichen. Doch über Ehe und Familie spekulieren bekanntlich am kritischsten und folgenreichsten die Kinderlosen, deren sogenannte offenen Partnerschaften am stärksten sexuell geprägt sind. Unter Politiker/Innen finden sich nur selten Familienväter, gar -mütter, unser Kanzler und sein Außenminister haben bekanntlich aus 4 Ehen kein einziges Kind. Vom Finanzminister ist wohl auch keines zu erwarten

Die allseitigen Klagen über wachsende Zahlen gestörter, bindungsunfähiger Kinder und schrumpfende Erziehungsbereitschaft von Eltern, über den erdrückenden Einfluß der Medien und der sogenannten Jugendkultur will ich hier nicht neu ausbreiten. Auch nicht, wieviel Kraft, Geld und Zeit verschwendet werden, bis die Taifune der Vor-, Haupt- und Nachpubertät und der wie ein Kaugummi sich hinziehenden Nöte der Adoleszenz und Nachadoleszenz vorüber sind. Im Rückblick war dann gottlob meist alles doch nicht so schlimm, wie es im Dröhnen harter Rhythmen, im Geflacker der Lampen, im Zucken und Stampfen der Körper ausgesehen hatte. Madonna bekam mit 38 das erste Baby von ihrem jungen Fitnesstrainer, nannte es Lourdes Maria und strahlte vor Glück. Wie weggewischt war ihre Karriere als Star erotischer Szenerien und sadomasochistischer Bilder wie in dem Photobuch „Sex“, oder dem Album „Erotika“. War doch alles nur Spaß!

Das mag ja sein. Aber dann war der Aufwand eigentlich doch recht groß für den ganzen Ramsch dieser Veranstaltungen, in denen die Jugendlichen Geld, Kraft und Glück ihrer Eltern mit vollen Händen verschleudert haben. Diese resignieren an ihrer Erziehungsaufgabe, zahlen und ziehen sich auf Betreuung zurück.

Fernsehen, Videos und Internet spiegeln und spielen eine fiktive Welt befreiter Singles vor. Im Spülsaum von Zynismen, Obszönitäten, Blasphemien und viel Kitsch, vermengt mit den schlechten Nachrichten aus aller Welt, finden sich nur selten Perlen. Sind Kinder der wackeren „Sendung mit der Maus“ entwachsen und durch Naturfilme nicht mehr zu fesseln, schwemmen die Medien vor allem virtuelles Strandgut an die Familienküste, Attacken diverser Pokémon, Digimons oder Aliens setzen die schönsten Erziehungsmühen außer Kraft.

Der Staat sanktioniert derweil Abtreibungen und läßt sie von der Solidargemeinschaft bezahlen; aber kaum einer fragt, wie Frauen diesen so brutalen, allzu oft vom Erzeuger erzwungenen Eingriff in ihre Natur verkraften. Danach verspricht der Staat den überlebenden Babys Krippenplätze, also öffentliche Betreuung von Anfang an und bevorzugt an allen Ecken und Enden kinderlose Doppelverdiener. Eltern hingegen brechen schier zusammen unter dem Joch kaum oder gar nicht verkürzter Steuer-, Renten- und Pflegeversicherungslasten, während die sozialen Wohltaten auf einem Generationenvertrag fußen sollen, den nur noch die schwindende Minderheit der Kinderreichen erfüllt, also derer, die mehr als 1,3 Kinder großziehen und daraufhin kaum an private Altersvorsorge, an den Erwerb von Hauseigentum, gar an Vermögensbildung denken können.

Die entscheidenden Strömungen des Feminismus – es gibt da nur eine winzige Minderheit, die das Recht auf Muttersein einklagt – in ihrem nie endenden Befreiungsdrang befreien uns Frauen nachgerade von uns selber, also von all dem, worin wir anders sind als Männer, und sie peitschen uns auf zu einem ehrgeizigen „Alles-besser-machen-Müssen“. Ich saß lange Jahre in einem hochkarätigen katholischen Gesprächskreis; zwei volle Jahre wurde über die Frau in der Kirche diskutiert; Es ging intensiv um Frauenpriestertum und Zölibat; als ich ganz zum Schluß darum bat, auch ein paar Worte über Familie beisteuern zu dürfen, breitete sich peinlichste Verlegenheit aus, und mein Beitrag wurde natürlich mit keinem Wort im Schlußpapier erwähnt, als hätte ich etwas Unanständiges verlauten lassen. Dadurch unterwerfen wir uns doch auf eine ebenso subtil freiwillige wie brutale Weise von neuem. Wir verlieren unser Recht wirklich Mütter sein zu dürfen, und dies nicht nur während weniger Jahre leiblicher Mutterschaft, sondern unser ganzes Leben lang in Politik, Natur, bei Freunden, Schwachen, Kranken, Alten. Was wir dabei leisten, tun wir subsidiär, aus eigener Verantwortung, nicht im Auftrag des Staates damit Rentenzahler herangezogen und Sozialkosten gemindert werden. Allmählich allerdings wehren sich nun Mütter und Großmütter gerade mit diesem Argument: Wenn man sie im Supermarkt mit überfülltem Einkaufswagen, im Café mit Kinderwagen, in der U-Bahn mit ihren streitenden, schreienden oder sonstwie lauten unruhigen Sprößlingen dumm anredet, rutscht ihnen schon mal raus: „Was glauben Sie eigentlich, wer Ihre Rente verdienen wird?“

Familie, so hieß es schon in den Siebzigerjahren im berüchtigten zweiten Familienbericht der sozialliberalen Koalition, sei zu definieren als das Zusammenleben Erwachsener (keineswegs also bloß Eltern) mit Kindern. Da war sie bereits, die Ideologie der Unverbindlichkeit. Zusammenleben von wem mit wem und für wie lange? Sechs Jahre bis zur Einschulung, oder drei bis zur Kindergartenreife, oder nur ein Jahr bis zur Krippen- und Krabbelgruppenreife? Es ist reine Lüge zu behaupten, daß Elternschaft so bald wieder endet. Haben wir ein Kind geboren oder adoptiert, treten wir in einen neuen Daseinszustand voller Glück, Kummer und Sorgen, der erst mit unserem Tod endet. Nie mehr werden wir sein wie zuvor, egal wie alt das Kind ist, das, falls es selber Kinder bekommt, uns zu ebenso liebenden und wohlgermerkt auch zahlenden Großeltern macht. Für Mütter ist dies ein besonders tiefer Einschnitt in ihrem Leben, und unser natürliches, jedoch nur kultiviert in Erscheinung tretendes In-der-Welt-Sein ist vom Empfang und vom Weitergeben von Mütterlichkeit und Väterlichkeit völlig abhängig.

Die Humanwissenschaften entdecken gerade die sogenannte primäre Welt wieder, das Vorgefundene, nicht vom Menschen Gemachte, wovon wir ausgehen und worin wir lebenslang wurzeln. Später bestimmt uns die menschengemachte Welt mit ihrer Abstraktheit immer intensiver. Aber vor allem Liebe, Geburt und Tod sind absolut resistent gegen Simulation und werden immer das ganz Andere, nicht Virtuelle bleiben. Dies entdeckt derzeit insbesondere die Pädagogik und beklagt, daß diese primäre Welt in den Familien schrumpft, wo Kinder doch ihre ersten, für immer prägenden Erfahrungen machen sollten. Dort begegnet ihnen schon sehr früh Gutes wie Böses, und dort werden sie, wenn überhaupt, im Unterscheiden des einen vom anderen geprägt. In der Familie wurzelt auch das so erwünschte ökologische Verhalten, denn dort ist der Umgang mit begrenzten Ressourcen nicht Theorie sondern schierer Alltag, das Verbot von Verschwendung, die Rücksicht auf andere und anderes außerhalb meiner selbst; hier müssen Ordnung und Sauberkeit eingeübt werden, soll das Heim nicht zum Slum werden, was bekanntermaßen täglich droht. Nicht von ungefähr stammt der Begriff Ökologie von Oikos, dem bewohnten Haus.

Es freut mich durchaus, wenn Lehrer vergangene Alltage oder die uns alle tragende, nur scheinbar ferngerückte Natur in den Unterricht holen, obgleich das schönste solche Projekt zwangsläufig als Simulation beginnt – man gelangt ja nicht wirklich in die Steinzeit, ins alte Rom, in die Wildnis. Doch glücken dabei oft echte Erfahrungen. Ein Funke springt über. Wir können hier in die Nähe des Kunstwerkes gelangen, auf Bretter, die die Welt bedeuten.

Doch muß die Schule aufpassen, nicht auch noch den Familienalltag zu pädagogisieren und in ihre Wirklichkeitsspiele einzusaugen. Es hat mich einst zutiefst erbittert, als meine Kinder in der Volksschule Plätzchen buken und Rollenspiele aufführten, Verkehr und Demokratie einübten, während es mir überlassen blieb, sie in Orthographie, Aufsatzschreiben und Rechnen zu unterweisen auf Kosten unserer eigenen Zeit für Weihnachtsgebäck oder gemeinsames Gärteln.

In vielen perfekt durchorganisierten Familien trifft man sich nur noch abends und an den Wochenenden. In diesen knappen Stunden wird aufgeräumt, eingekauft und eilig eben auch Familienleben nachgeholt. Da spielt man womöglich sich und den Kindern das vor, was man als heile Welt in Erinnerung behalten hat, und merkt nicht, wie Kinderzimmer, Küche, Garten zu Kulissen verblassen. Störungen dürfen gar nicht erst stattfinden, sonst bricht das ganze Kartenhaus zusammen.

Ist die Grundbedingung im Familienleben, nämlich Zeit füreinander zu haben, ein anarchisches Projekt geworden? Sie steht jedenfalls quer zum Gebot der Effizienz und Produktivitätssteigerung. Wohl ist Planung in der Familie besonders wichtig als eine Quelle von Zeit. Ebenso Mobilität. Man lebt ja nicht mehr vereint in der benediktinischen *Stabilitas loci* des Großen Ganzen Hauses, falls es dieses je gegeben haben sollte. Heutige Familien sind meist weit verstreut. Doch ihre Bindungen werden deshalb nicht unbedingt lockerer. Man schreibt, telefoniert, faxt, benützt Auto, Zug und Flieger und ist womöglich enger verbunden denn einst, als schon die Heirat ins übernächste Dorf genügte, um die eigenen Eltern höchstens zu Kindstauen oder auf dem Sterbebett wiederzusehen. Aber Mobilität, Planung, Effizienz müssen dienende Werkzeuge bleiben im Familienleben. Dessen Überdauern in der durchrationalisierten Welt als Relikt von Natur beruht auf eigenem Recht, das allerdings anarchisch wirkt, weil es den großen Betrieb aufzuhalten scheint.

Schon eine fiebrige Erkältung kann alle Planungen umschmeißen. Man schluckt dann halt Aspirin, stürzt mit Schweißtropfen auf der Stirn aus dem Haus, stopft dem Kind ein Benuron-Zäpfchen in den Po, um es trotzdem in der Krippe oder sonstwo abliefern zu können. Wer kann es sich noch leisten, eine Krankheit zuzulassen? Dem Patienten mit Schwitzbad oder Wadenwickeln beizustehen, gehackte Zwiebeln aufs glühende Kinderohr zu legen, Tropfen auf eine entzündete Wunde, gar Nachtwache zu halten? Läßt man sich allerdings auf die vermeintliche Störungen im Lebensbetrieb ein, läßt sie zu als eine Wirklichkeit eigenen Rechts, dann kann aus einer Krankheit die fundamentale Erfahrung von Schwäche, tiefer Geborgenheit und Heilung werden und alles ist plötzlich wie neugeschaffen. Ich vergesse nie den seligen Ausdruck im Gesicht meines oft recht finsternen Elfjährigen, als er gerade aus sehr schweren Masern wiederaufgetaucht war. Ich glaubte zunächst, er habe wieder was angestellt und fragte ihn, was denn los sei. Er lächelte nur und wußte nichts zu sagen. Es war offenbar bloß so, daß ihm die Sonne plötzlich heller strahlte, die Farben der Welt tiefer leuchteten, der Regen schöner herabrauschte, das Essen ihm von nie erlebter Köstlichkeit schien. Ein Rhythmus war wiederhergestellt und zeigte, daß die scheinbare Ordnung der sekundären Welt eigentlich Unordnung gewesen war, eine Welt von Gleichartigkeiten, die den Wärmetod des Lebendigseins bedeuten würde. Krankheit und Gesundheit kamen in ein neues Gleichgewicht.

Andeutungen müssen hier genügen, Sie wissen es ja selber am besten: Ein fernsehfreier Abend mit langer Mahlzeit, ein Wochenende ohne Programm für die in der Woche zu kurz gekommenen Kinder, eine Besorgung, ein Besuch, eigens, um seiner selbst willen, nicht als Erledigung getan, kann plötzlich diese Farbe und Intensität gewinnen, ohne im geringsten zu ermü-

den. Und es muß nicht einmal mehr Zeit kosten, führt nur einfach in jene andere, so schwer definierbare Ordnung.

Die Wiederentdeckung der Langsamkeit ist nicht der schlechteste Weg dorthin, und der beste Lotse mag ein kleines Kind sein, zart, gefährdet bis dorthinaus und gleichzeitig so lebenseifrig auf unseren Beistand angewiesen, wie es da vor uns im Offenen steht, im Mittelpunkt einer Welt voller Wunder, die wir selber in der verstellten Umgebung beinahe aus den Augen verloren hatten. Mit einem Kind an der Hand könnte man selber zum Anarchen werden, wie ihn Ernst Jünger einst vorgeschlagen hatte: Widerständler gegen jede Vereinnahmung, ganz im Dienst und zugleich Herr des eigenen Lebens.

Wir haben vom Veranstalter den Auftrag bekommen, konkrete Vorschläge zu formulieren. Viel Spielraum gibt es dabei leider nicht.

1. Ein kostenneutraler Vorschlag an den stets in Geldnöten befindlichen Staat wäre vor Jahrzehnten das Familienwahlrecht gewesen, also zusätzliche Elternstimmen für jedes Kind. Heute ist es zu spät dafür.

2. Schweren Herzens, weil die Ehe unbedingt weiterhin privilegiert sein muß, schlage ich vor, das Ehegattensplitting zugunsten eines Familiensplittings bei der Steuer zu ersetzen, um Mittel zu mobilisieren für die Not junger Eltern.

3. Am dringendsten wäre eine echte Abgabeentlastung von Familien mit Kindern, und zwar nicht nur auf die Ausbildungsjahre begrenzt, sondern auch später, wenn die wegen der Kinderlast armgebliebenen Eltern meist weiterhin erwachsene Kinder und dazu noch Enkel unterstützen. Das hieße eine Steuerentlastung, die diesen Namen auch verdient und Rabatte nicht nur bei der Pflegeversicherung sondern bei allen Sozialabgaben, die der Staat ja nur dank des Vorhandenseins einer nächsten Generation von Zahlenden tragen kann.

4. Echte Familienhilfe müßte also mehr sein als Almosen für Familien mit Kindern. Wenn vom „Gewähren von Kindergeld“ die Rede ist, packt mich die Wut. Wer gewährt denn da wem? Auch ist weit mehr nötig als geringfügige Erhöhungen, die nicht einmal Inflation, Miet- und wahnwitzige Immobilienpreise mildern, von der unsäglichen, vor allem junge Familie voll treffenden sog. Ökosteuer nicht zu reden, die das Almosen einer Erhöhung von 20,- DM/Monat schon vorweg vielfach aufgezehrt hatte. Wenn großspurig davon gesprochen wird, daß der Staat hier 5000, dort gar 20 000

Mark zinsgünstig für ein paar lumpige Jahre zum Erwerb von Wohnungs- oder gar Hauseigentum beizusteuern gnädig bereit sei, so ist das Spott und Hohn für eine junge Familie, sagen wir mit drei Kindern, die dringend aus der Stadt, aus der engen Wohnung ohne Lift heraus müßte, aber sogleich erfährt, daß wie bei uns in München ein ganz und gar unattraktives, um nicht zu sagen scheußliches Reihenmittelhaus mit einem Garten, der für Hundezwinger oder Hühnerauslauf zu klein wäre, für Kinder aber offenbar als ausreichend erachtet wird, daß dieses wenig einladende Domizil fast eine Million kosten soll, eine Immobilie also, für die lebenslang zu rackern und auf alles zu verzichten eigentlich sich überhaupt nicht lohnt. Wie sollte der Alleinverdiener denn den Rest von immer noch fast einer Million nach der staatlichen oder städtischen Hilfe aufbringen, wenn er nicht erbt? Und dies ist höchst unwahrscheinlich, wenn er selber aus einer kinderreichen Familie stammt. Solche Angebote wären vielleicht vor 50 Jahren attraktiv gewesen, heute sind sie keinen Schuß Pulver wert.

5. Es muß die freie Wahl geben zwischen Familien- und Berufsarbeit. Ein Erziehungsgeld für Mütter, die gerne bei ihren eigenen Kindern bleiben möchten, wie es der sächsische Sozialminister Hans Geisler – er sei wohlunterschieden von einem Heiner – als Alternative zu Tagesstätten vorgeschlagen hat, belief sich 1998 auf etwa 1100 DM, entsprechend der Kosten dieser Tagesstätten. Damit würden dort genügend Plätze frei und die Arbeitslosenzahl würde, wie es heißt, um 1,5 Millionen sinken. Wegen der Mißdeutung, man wolle die Frauen an den Herd zurücktreiben, aber auch wegen leerer Kassen, ist dieses so vernünftige Projekt zunächst einmal wieder verschwunden.

6. Es muß wieder zu einer gesellschaftlichen Anerkennung der Mütterarbeit als Arbeit kommen. Wo bleibt die Logik, wenn eine außer Haus arbeitende Mutter und die derweil deren Kind versorgende Tages- oder Hortmutter je eine eigene Rente erwerben können, während die bei ihren Kindern bleibende Mütter ohne Anerkennung bleiben und keinen Pfennig Anspruch zu erwarten haben, weil sie ja nirgends einzahlen können? Mit der Witwenrente ist schon derzeit, etwa bei der Wahl eines Seniorenheims wenig Staat zu machen. Und die Verringerung derselben steht offenbar ins Haus, nachdem Herr Riester nur knapp daran gehindert werden konnte, Witwenrenten von derzeit 60 % auf 55 % des vom Ehemann bezogenen Anspruchs zu kürzen. Ich nehme an, Wahlanalysen haben ihn grade noch mal vor diesem Zugriff abgeraten. Eine eigene Alterssicherung der Mütter wäre mehr als überfällig, zumal bekanntlich viele von ihnen im Alter zögern, Sozialhilfe zu beantragen, weil sie sich schämen, ihren Kindern das dann aktuell werdende Sorgerecht für sie zuzumuten.

Natürlich sagt immer gleich jeder, wer soll das bezahlen. Aber wenn die Sozialkosten derart wuchern – und sie tun dies insbesondere auch mit der abnehmenden Verfügbarkeit einsatzwilliger Frauen –, wäre es da nicht näherliegend, denjenigen Ort zu stärken, wo natürlicherweise eben diese Sozialkosten umsonst geleistet würden, anstatt die Mütterlichkeit allerorten zu unterdrücken, zu verdrängen, zu diffamieren und Kinderlosigkeit extrem zu honorieren?

Dr. Barbara von Wulffen, München, ist Hausfrau und Publizistin

Zur Vertiefung empfehlen wir sehr das noch im Handel erhältliche Buch der Autorin: „Zwischen Glück und Getto“ Familie im Widerspruch zum Zeitgeist? Verlag A. Fromm, Osnabrück, 2. Auflage 1983, ISBN 3-7201-5128-X